

THOMAS VAŠEK
Work-Life-Bullshit



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Erst die Arbeit, dann das Vergnügen? – An diesem Missverständnis arbeiten sich Millionen Menschen ab. Der Philosoph Thomas Vašek zeigt, wie sich besonders in Deutschland die Idee der Trennung von Arbeit und Leben verfestigt und zu einem Dilemma erschreckenden Ausmaßes geführt hat. Die Klagen über Zumutungen der Arbeit suggerieren: Arbeit ist schlecht, sie macht krank und hindert uns daran, unser wahres Selbst zu entfalten. Das gute, wahre Leben findet außerhalb der Arbeit statt. Dieses Buch zeigt, warum diese Auffassung falsch ist. Arbeit gehört nicht nur zum Leben. Sie bereichert uns, gibt uns Sinn – und macht uns erst zu dem, was wir sind. Ohne Arbeit gibt es kein gutes Leben.

Denn ohne Arbeit verkümmert der Mensch, statt sich zu entfalten.

Autor

Thomas Vašek, geboren 1968 in Wien, ist Chefredakteur des neuen philosophischen Magazins *Hohe Luft* und Buchautor. Zuletzt erschien sein Buch »Denkstücke: Lockerungsübungen für den philosophischen Verstand« im Suhrkamp Verlag (2012). Thomas Vasek lebt in München.

Thomas Vašek

Work-Life-
Bullshit

Warum die Trennung
von Arbeit und Leben
in die Irre führt

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2015
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2013 der Originalausgabe
by Riemann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
in Anlehnung an die Gestaltung der Originalausgabe
(Stephan Heering, Berlin)
Lektorat: Ralf Lay
KF · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15860-7
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Inhalt

| | |
|---|----|
| Einleitung | 11 |
| | |
| 1. Ora et labora: | |
| Eine kleine Geschichte der Arbeit | 29 |
| Nichts als Arbeit | 34 |
| Muße und Sklaven | 37 |
| Ora et labora | 39 |
| »Rastlose Berufsarbeit« | 47 |
| Das Recht auf Faulheit | 50 |
| Rädchen im Getriebe | 52 |
| Die Arbeitslosen von Marienthal | 55 |
| Instrumentelle Vernunft | 61 |
| Das Ende der Arbeit? | 64 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 71 |
| <i>Birgit, 72, ehemalige Fotoredakteurin, seit zwölf Jahren pensioniert</i> | |
| <i>Jochen, 43, Schuhmacher im eigenen Laden</i> | |

| | |
|--|-----|
| 2. Work vs. Life | 75 |
| Sich zum Ding machen | 78 |
| »Knecht seines Gegenstands« | 82 |
| Das aktive Leben | 85 |
| Anerkennung | 90 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 94 |
| <i>Friederike, 54, Reformhaus-Angestellte</i> | |
| <i>Michael, 44, selbständiger Grafikdesigner</i> | |
| <i>und Fotograf</i> | |
| | |
| 3. Gute Arbeit | 96 |
| Arbeit schafft Gründe | 98 |
| Das gute Leben | 102 |
| Selbstachtung | 107 |
| Arbeitsteilung | 111 |
| Gerechtigkeit | 114 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 118 |
| <i>Beate, 49, selbständiger Coach</i> | |
| <i>Sabine, 56, Erzieherin im Kindergarten</i> | |
| | |
| 4. Eine Frage der Praxis | 122 |
| Authentizität | 130 |
| Erfahrung | 133 |
| Vertrauen | 136 |
| Anerkennung | 139 |

| | |
|--|-----|
| Kooperation | 140 |
| Flow | 142 |
| »Handwerk« | 145 |
| Muße | 147 |
| Gewohnheit | 148 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 153 |
| <i>Gerhard, 49, Friseur und Geschäftsführer</i> | |
| <i>Helga, 62, Honorarsachbearbeiterin in der</i> | |
| <i>Unterhaltungsindustrie, gekündigt</i> | |
| | |
| 5. Flexibilität | 159 |
| Das erschöpfte Selbst | 163 |
| Selbstoptimierung | 165 |
| Völlig entgrenzt | 168 |
| Sei kreativ! | 171 |
| Shareholder-Value | 174 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 177 |
| <i>Markus, 23, IT-Berater</i> | |
| <i>Luise, 43, freie TV-Autorin mit wechselnden</i> | |
| <i>Auftraggebern</i> | |
| | |
| 6. Seelenbrand | 181 |
| Die Leiden der Arbeit | 187 |
| Stress | 188 |
| Ausbrenner | 190 |

| | |
|---|-----|
| Stimmen der Arbeit | 200 |
| <i>Marie, 21, Praktikantin bei einer Frauenzeitschrift</i> | |
| <i>Sarah, 42, ehemalige Hoteldirektorin, heute selbständig mit Start-up</i> | |
| | |
| 7. Einkommen ohne Arbeit? | 204 |
| Geschichte | 205 |
| Pro-Argumente | 211 |
| Gegenargumente | 213 |
| Leben ohne Arbeit | 218 |
| Bürgerarbeit? | 219 |
| Neue Arbeit | 222 |
| Neue Vagabunden? | 225 |
| »Glückliche Arbeitslose« | 227 |
| | |
| Stimmen der Arbeit | 231 |
| <i>Karin, 52, Floristin</i> | |
| <i>Christine, 55, Verkäuferin in einem Strumpfladen</i> | |
| | |
| 8. Die Arbeit, die Liebe und das Leben | 234 |
| Die Arbeit der Fürsorge | 238 |
| Gute Arbeit hält die Gesellschaft zusammen | 243 |
| Sicherheit und Freiheit | 245 |
| Ethik der Verantwortung | 252 |
| Mindeststandards | 255 |
| Begrenzte Entgrenzung | 259 |

| | |
|--------------------------|------------|
| Konflikte | 261 |
| Soziale Sicherheit | 263 |
| Neue Solidarität | 264 |
| Alles Arbeit? | 267 |
| Arbeit und Liebe | 270 |
| | |
| Danksagung | 276 |
| | |
| Literatur | 277 |
| | |
| Anmerkungen | 281 |
| | |
| Register | 287 |

Einleitung

Ich liebe meine Arbeit. Ohne sie könnte ich nicht leben. Oft stehe ich frühmorgens auf, um schon mal was wegzuschaffen. Und am liebsten arbeite ich an Wochenenden oder im Urlaub, da habe ich am meisten Zeit. Bin ich ein Workaholic, ein Karrierist, ein Süchtiger, womöglich am Rande des Burnout?

Nichts von alledem. Meine Arbeit ist mir wichtig, sie macht mir Spaß, sie füllt mich aus. Es geht mir auch ums Geld. Aber nicht in erster Linie. Vor allem liebe ich das, was ich tue. Meine Arbeit fordert mich heraus. Sie erweitert meine Fähigkeiten, sie führt mich an meine Grenzen. Der Job bringt mich mit interessanten Menschen zusammen, die ich sonst nie kennenlernen würde. Meine Arbeit bildet mich, sie formt meinen Charakter, meine Persönlichkeit.

Sie macht mich zu dem, der ich bin.

In meinem Leben hatte ich schon viele Jobs. Gut bezahlte und schlecht bezahlte, erfüllende und sinnlose, leitende und untergeordnete, körperlich anstrengende wie intellektuell fordernde Jobs. Ich habe kranke alte Men-

schen gepflegt, als Kellner ausgeholfen, in Büros Kopierarbeiten erledigt und Werbeprospekte verteilt. Als investigativer Reporter habe ich Skandale aufgedeckt, als Autor ein paar Bücher geschrieben. Ich stand in Angestelltenverhältnissen und schlug mich durch als freier Journalist. Ich habe erlebt, wie es ist, monatelang auf Aufträge zu warten. Wie es ist, wenn plötzlich die EC-Karte gesperrt wird. Wenn man allein zu Hause sitzt und keine Anrufe kommen, keine Mail. Wenn man das Gefühl hat, für die Welt da draußen nicht mehr existent zu sein. Wenn man arbeiten will und nicht kann.

Heute bin ich Chefredakteur eines Philosophiemagazins – und könnte mir keinen schöneren, befriedigenderen und erfüllenderen Job vorstellen. Dabei arbeite ich mehr als je zuvor. Genau genommen, tue ich gar nicht sehr viel anderes. Und doch fühle ich mich weder krank noch erschöpft, geschweige denn ausgebrannt. Ganz im Gegenteil. Meine Arbeit fühlt sich gut und richtig an, sie motiviert mich Tag für Tag, sie bringt mich voran.

Das Gejammer über die Zumutungen der Arbeit kann ich nicht mehr hören. »Rettet den Feierabend«, titelt der *Stern* vom 7. Februar 2013. Das Leben brauche »Schutz vor dem Job«, so heißt es da, flankiert vom unvermeidlichen Interview mit einem Psychologen, der ein Buch über die »erschöpfte Gesellschaft« geschrieben hat. Die *Zeit* vom 17. Januar 2013 konstatiert eine neue Sehnsucht nach mehr Freizeit und fragt sich, ob die Workaholics nun »ausgedient« hätten. »Puschendeutschland«, lautet die Überschrift, unter der ein Paar plüschige Haus-

schuhe abgebildet sind. Und selbst das Wirtschafts-
magazin *brandeins*, das sonst gerne tatkräftige und ar-
beitswütige Start-up-Unternehmen feiert, wettet im
Titelschwerpunkt der August-Ausgabe 2012 gegen die
Arbeitsgesellschaft und propagiert »Nichtstun« und Mü-
ßiggang: »Zu tun, worauf man Lust hat, und nicht, was
man muss – das ist eines der ältesten und wichtigsten
Ziele der Menschheit.«

Unübersehbar ist auch die Flut an Büchern, die vor
der »Burnout-Falle« warnen, vor Stress und anderen Ge-
fahren des Arbeitslebens. Das Buch *Dead Man Working*¹
der britischen Arbeitswissenschaftler Carl Cederström
und Peter Fleming beschreibt die Arbeitswelt gar als eine
Art Todeszone von dressierten Zombies, die ihren Job
bis ins Letzte verinnerlicht haben. Andere tragen Titel
wie *Hört auf zu arbeiten. Eine Anstiftung, das zu tun, was
wirklich zählt*² von Anja Förster und Peter Kreuz oder
*Die 365-Tage-Freiheit*³ von Volker Kitz – mit dem grif-
figen Untertitel: *Ihr Leben ist zu wertvoll, um es mit Ar-
beit zu verbringen.*

»Work-Life-Balance«, so lautet die Losung der Stun-
de. Schluss mit der Maloche, mit Arbeitswut und protes-
tantischer Askese: Der Job ist nicht alles. Wir müssen das
Leben vor der Arbeit retten, unsere Seelen vor dem Burn-
out. So ist die Stimmungslage, der man sich kaum noch
entziehen kann: Workaholics sind von gestern. Bloß
nicht Arbeit und Freizeit vermischen. Gerne zeichnet
man das Bild vom Hamsterrad, in das uns die kapitalisti-
sche Profitgier zwingt.

Tatsache ist: Die Menschen arbeiten heute weniger als je zuvor – und doch jammern sie darüber, dass sie kaum noch zum Leben kommen. Einst standen die Arbeiter zwölf Stunden und länger in der Fabrik, mit krummem Rücken und wunden Füßen, heute fühlen wir uns überfordert, weil wir zu viele Mails beantworten müssen. Früher kommandierten autoritäre Chefs ihre Mitarbeiter herum, heute herrschen in vielen Unternehmen Teamarbeit und flache Hierarchien. Arbeit – das hieß einmal monotone Fließbandarbeit, immer die gleichen Abläufe, stupide, abstumpfend und fremdbestimmt, diktiert vom Takt der Maschinen. Heute stressen uns angeblich Eigenverantwortung und Autonomie.

Meine Großmutter, eine kleine, zarte Frau, arbeitete in den Nachkriegsjahren in einem Lebensmittelgeschäft. Damals bedeutete das unter anderem, um vier Uhr morgens aufzustehen und schwere Milchkannen zu schleppen. Dennoch mochte sie die Arbeit, ihre Kunden, ihre Kolleginnen. Und trotz all der beschwerlichen Jahre bei miesem Lohn vermisste sie die Arbeit im Ruhestand. Ich weiß schon: Die Zeit, die Welt war damals eine andere. Und doch hilft es gelegentlich, sich daran zu erinnern, was Arbeit einmal bedeutet hat, wenn wir heute darüber klagen, dass sie unser Leben zerstört.

Wir arbeiten zu viel, so lautet der Tenor – und vergessen dabei, was wirklich wichtig ist. Der Job habe zu viel Raum, zu viel Gewicht in unserem Leben. Die Überbewertung der Arbeit passt, wie es scheint, zum Bild einer wachstumsfixierten Ökonomie, die sich nur am Profitstre-

ben orientiert – auf Kosten all jener Werte, die sich nur jenseits der Arbeit verwirklichen lassen, in Freizeit und Familie. Das Unbehagen ist dabei alles andere als neu. Die Kritik an der Arbeit hat eine lange und ehrwürdige Tradition, die zurückreicht bis zu Aristoteles (384–322 v. Chr.).

Unser Verhältnis zur Arbeit ist zutiefst paradox. Einerseits brauchen wir sie, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen und unseren Wohlstand zu sichern. Andererseits empfinden wir sie oft als Zumutung, als Mühe und Last. In vielfacher Hinsicht war Arbeit noch nie so gut wie heute. Und doch scheint es uns, als wäre sie schlimmer und trostloser denn je.

Dieses Buch ist eine Verteidigung der Arbeit. Es richtet sich gegen die allgegenwärtige Klage über die Zumutungen der Arbeitswelt, gegen das Mantra einer Kapitalismuskritik, die Arbeit auf Ausbeutung und Entfremdung reduziert – und gegen jene, die ein Grundeinkommen für die Lösung aller Probleme halten. Mein Herz schlägt für all jene, die arbeiten wollen. Für die fast sechs Millionen Arbeitslosen unter 25 in Europa, vor allem in Ländern wie Griechenland und Spanien. Für jene Jüngeren, die sich von einem Praktikum zum nächsten plagen, in der verzweifelten Hoffnung auf einen Job, der ihren Fähigkeiten und Ambitionen entspricht. Für jene Minijobber und befristet Beschäftigten, darunter viele Frauen, die sich nichts sehnlicher wünschen als eine Vollzeitstelle. Für jene Älteren, die gern weiter arbeiten würden – und die einfach niemand mehr haben will, trotz all ihrer Erfahrung.

Weder will ich den Kapitalismus abschaffen, noch schwärme ich von einem bedingungslosen Grundeinkommen oder von Nachbarschaftshilfe und Bürgerarbeit. Die Erwerbsarbeit halte ich in Grundzügen für ein bewährtes System, die Marktwirtschaft trotz aller Schwächen für ein Erfolgsmodell. Und doch träume ich von einer Revolution – von einer Revolution der Arbeit.

Arbeit ist existenziell. Wir brauchen nicht weniger, sondern mehr davon – sinnvolle, gute Arbeit, die unseren Fähigkeiten und Bedürfnissen entspricht. Für gute Arbeit müssen wir auf die Barrikaden gehen – nicht für mehr Freizeit. Es geht nicht darum, früher Feierabend zu machen, sondern den Arbeitstag besser zu gestalten. Der beste Schutz vor Burnout ist Arbeit, die zu einem passt.

Work-Life-Balance, die Trennung von Arbeit und Leben, ist »Bullshit« – eine leere Formel, die uns in die Irre führt. Dahinter steht die konfuse Vorstellung, dass »Arbeit« und »Leben« verschiedene Dinge wären. Das ist schon begrifflicher Unsinn: Arbeit gehört zum Leben. Das ist eine Tatsache, ob sie uns passt oder nicht. Ohne zu leben, könnten wir gar nicht arbeiten. Also kann es auch keine »Balance« geben, keinen Ausgleich zwischen Leben und Arbeit.

Die neue Kritik an der Arbeit suggeriert uns: Arbeit ist schlecht, sie macht uns krank und hindert uns daran, unser wahres Selbst zu entfalten. Das gute, das wahre Leben findet außerhalb der Arbeit statt. Nur wenn wir nicht arbeiten, können wir das tun, was wir wirklich tun wollen. Nach Feierabend sind wir die, die wir wirklich sind.

Erst in der Freizeit beginnt unsere Freiheit. In diesem Buch möchte ich zeigen, warum diese Auffassung falsch ist. Arbeit gehört nicht nur zum Leben. Sie ist auch nicht bloß eine lästige Notwendigkeit. Arbeit bereichert uns, sie gibt uns Sinn – und sie macht uns erst zu dem, was wir sind. Ohne Arbeit, so behaupte ich, gibt es auch kein gutes Leben. Ohne Arbeit verkümmert der Mensch, statt sich selbst zu entfalten.

Ein Leben, eine Welt ohne Arbeit ist nichts, was wir wünschen sollten. Es wäre eine langweilige Welt, reich an verfügbarer Zeit, doch arm an Herausforderungen. Mir graut vor einer Gesellschaft, in der die Menschen vor lauter Zeit nicht wissen, wo sie hinsollen mit ihrem Leben. Ich möchte nicht in einer Gesellschaft von Müßiggängern leben, in der jeder nur das tut, wonach ihm der Sinn steht. Wer von einer Welt ohne Arbeit schwärmt, der muss erst einmal erklären, was die Menschen dann mit ihrer Zeit anfangen werden.

Freizeit – das ist die Zeit, über die wir frei verfügen können. Das klingt nach einem kostbaren, schätzenswerten Gut. Nicht zufällig suggeriert das Wort eine Nähe zur Freiheit. Die freie Zeit – das ist scheinbar das genaue Gegenteil zur dumpfen Notwendigkeit, die wir »Arbeit« nennen. Bei Freizeit denken wir an Muße, Spiel und Spaß. An unbeschwerte Abende mit Freunden, an genussvolles Essen, an Sonne, Strand und Meer. Die Freizeit: Das ist scheinbar die Zeit, in der wir tun können, was wir wirklich tun wollen – und so sein können, wie wir wirklich sind.

»Wir machen Feierabend«, das heißt bis heute: »Wir haben genug gearbeitet.« – »Für mich ist Feierabend«, das kann aber auch heißen: »Es ist Schluss, ich mag nicht mehr, die Sache ist erledigt.« Gelegentlich steht »Feierabend« auch für Sterben und Tod. Die semantische Zweideutigkeit ist vielsagend.

Es ist ein Irrtum zu denken, dass uns Freizeit glücklicher macht als die Arbeit. Freie Zeit ist kein Wert an sich. Wir machen sie zu einem Wert, indem wir sie sinnvoll nutzen. Richtig verstandene »Work-Life-Balance« hieße also nicht, einfach die Freizeit auszudehnen, sondern Arbeit wie Freizeit an unsere Bedürfnisse anzupassen. Wir brauchen Arbeit, die wir genießen können – und wir dürfen unsere Freizeit nicht vergeuden.

Die Freizeit- und Mußgesellschaft ist in meinen Augen ein aristokratisches Ideal. Sie ist nicht das Ideal einer demokratischen Gesellschaft. Arbeit ist eng verbunden mit unserem Selbstverständnis. Wir identifizieren uns mit unserer Arbeit, wir ziehen daraus Befriedigung und Lust, wir arbeiten gern mit anderen zusammen. Das Arbeitsleben formt einen wesentlichen Teil unserer Identität. Und wir teilen es mit den meisten anderen Bürgern. Wer die Arbeit verachtet, verachtet auch die arbeitenden Menschen.

Arbeit verbindet, sie hält die Gesellschaft zusammen. Wenn ich morgens zur Arbeit fahre, sitze ich in der U-Bahn mit Leuten aus unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten. Da ist der Handwerker, die Büroangestellte, der Banker – sie alle fahren morgens zur Arbeit.

Natürlich gibt es gewaltige Unterschiede zwischen den Jobs und den Einkommen. Und doch teilen sie alle eine grundlegende Erfahrung: die Erfahrung der Arbeit. Auch der Banker muss ins Büro, der Handwerker hat seine Aufträge, die Büroangestellte ihre Aufgabe, die sie erledigen muss.

Weder plädiere ich für eine gnadenlose Leistungsgesellschaft, noch glaube ich, dass uns ein Gott dazu anhält, uns ein Leben lang abzuplagen. Allerdings bin ich der Überzeugung, dass wir die Arbeit brauchen für ein gutes Leben. Was wir brauchen, ist gute Arbeit – also Arbeit, die uns bereichert und erfüllt.

Als Kind einer sozialdemokratischen Familie wuchs ich gleichsam auf mit dem Ethos der Arbeit. Von klein auf hörte ich, dass der Mensch für die Arbeit bestimmt sei – und Vollbeschäftigung das wichtigste, das höchste politische Ziel. Fasziniert betrachtete ich die Propagandabilder von muskulösen Proletariern im Stil des sozialistischen Realismus. Auf Maimärschen sang ich als Jungsozialist das »Lied der Arbeit«, unerträglich in seinem Pathos und doch so eindrucksvoll, dass ich die erste Strophe noch heute weiß: »Stimmt an das Lied der hohen Braut, die schon dem Menschen angetraut, eh' er selbst Mensch war noch. Was sein ist auf dem Erdenrund, entsprang aus diesem treuen Bund. Die Arbeit hoch! Die Arbeit hoch!«

Der sozialdemokratische österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky hat einmal erklärt, dass ihm ein paar Hunderttausend Arbeitslose mehr schlaflose Nächte bereiteten als ein paar Milliarden Staatsschulden. Das

war in den siebziger Jahren, als in Österreich Vollbeschäftigung herrschte. Das würde heute kein Politiker mehr sagen. Es ist vielleicht ein fahrlässiger Satz. Und doch kann ich ihn immer noch verstehen. Es gibt wenig schlimmere Schicksale als Langzeitarbeitslosigkeit.

Was der Verlust von Arbeit bedeuten kann, erlebe ich sogar in meinem eigenen, vergleichsweise privilegierten Umfeld. Hier muss kaum jemand fürchten, am Ende auf der Straße zu landen oder auch nur seine teure Miete nicht mehr bezahlen zu können. Und doch leiden sie darunter, wenn sie keine Arbeit haben. Sie klagen über den Wegfall der Strukturen, sie fühlen sich überflüssig und unnützlich, selbst wenn es andere Dinge gibt, die ihnen Freude bereiten. Menschen ohne Arbeit verfallen in Depressionen, obwohl sie eine glückliche Beziehung haben. Und schlimmer noch: Wenn die Arbeit fehlt, geht oft genug auch die Beziehung kaputt.

Der Grund liegt weder ausschließlich im Einkommensverlust noch in den Imperativen der Arbeitsgesellschaft. Wenn Menschen keine Arbeit mehr haben, fallen sie oft ins berühmte-berühmte »Loch«. Das Wort ist vielsagend. Wo ein Loch ist, da fehlt etwas. Was fehlt, ist die Arbeit. Und sie fehlt nicht deshalb, weil wir glauben, dass sie uns fehlt, sondern vielmehr, weil sie für uns wichtig ist, egal, wie wir zu ihr stehen.

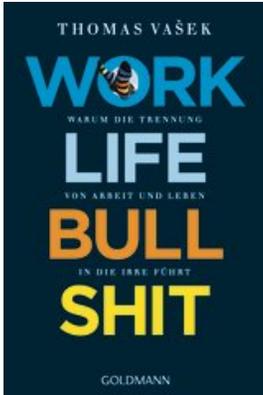
Arbeit schafft Gründe, sie bringt uns mit Menschen zusammen, sie gibt uns einen Sinn. Sie ist nicht nur ein Mittel, um Geld zu verdienen. Wer Arbeit auf ein Mittel zum Zweck reduziert, verfehlt ihren wahren Charakter –

und ihre tiefe Bedeutung für unser Leben. Gute Arbeit hat ihren Zweck auch in sich selbst, sie erzeugt innere Güter, die für ein gutes Leben wichtig sind. Aus der Arbeit schöpfen wir einen Teil unserer Identität.

Wir sind, was wir tun.

Dieses Buch ist auch entstanden aus Unzufriedenheit mit weiten Teilen der heutigen Kapitalismuskritik. Die Philosophen, Soziologen und Kulturkritiker haben meinem Eindruck nach zwar viel – und oft zu viel – zum Gespenst des Finanzkapitals zu sagen, aber erschreckend wenig zur Frage der Arbeit. Ironischerweise bringt die Management-Literatur zum Thema mitunter mehr Ertrag als die eine oder andere »gesellschaftskritische« Großtheorie. Die Marx'sche Idee der Selbstverwirklichung durch Arbeit haben die Gesellschafts- und Kulturtheoretiker heute weitgehend aufgegeben. Stattdessen reduzieren sie Arbeit auf ihre instrumentelle Dimension. Was in den sechziger Jahren die Kritik an der »instrumentellen Vernunft« war, das ist heute jene an der ökonomischen Rationalität, die immer mehr die Gesellschaft durchdringt. Damals wie heute subsumieren die Theoretiker die Arbeit unter eine abstrakte Großkategorie, die am Ende alles erfasst – und nichts zugleich.

Während die einen Arbeit auf Entfremdung reduzieren, reden die anderen ihr angeblich bevorstehendes Ende herbei. Mit blindem Eifer werde die Vollerwerbsgesellschaft beschworen, obwohl niemand ernsthaft an ihre Zukunft glaube, heißt es in *brandeins*. Die Arbeitsgesellschaft sei bloß eine »Inszenierung«, ein »übles



Thomas Vašek

Work-Life-Bullshit

Warum die Trennung von Arbeit und Leben in die Irre führt

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15860-7

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2015

Endlich ein positives Buch über Arbeit! Thomas Vašek fordert zum Umdenken auf: Arbeit ist ein Teil unseres Lebens und keine lästige, schnell zu überbrückende Notwendigkeit auf dem Weg in den heiß ersehnten Feierabend. Sie bindet in die Gesellschaft ein, stiftet Sinn und gibt Struktur. Arbeitszeit ist Lebenszeit. Die Work-Life-Balance dagegen ist ein Selbstbetrug, da suggeriert wird, das wahre Leben beginne erst nach Feierabend. Mit philosophischer Finesse plädiert Thomas Vašek dafür, dass wir nicht für mehr Freizeit, sondern für gute Arbeit auf die Barrikaden gehen.